

MSG Moderne Stadtgeschichte, Bd. 51/2 (2020), 53-63
DOI: 10.60684/msg.v51i2.2020205

Martin Baumeister
Deutsches Institut Rom

Von der Sozialgeschichte zur Kulturgeschichte. Stadt und Stadtgeschichte in der deutschen historischen Forschung seit den 1980er Jahren – Ein Round-Table-Gespräch mit Thomas Mergel, Ralf Roth und Adelheid von Saldern

MSG Moderne Stadtgeschichte
ISSN: 2941-6159 online
<https://moderne-stadtgeschichte.de>

Dieses Werk steht unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International.
Bei den Abbildungen sind eingeschränkte Lizenzformen möglich, Weiternutzungsrechte
sind gesondert abzuklären.
© Martin Baumeister 2020



Von der Sozialgeschichte zur Kulturgeschichte. Stadt und Stadtgeschichte in der deutschen historischen Forschung seit den 1980er Jahren – Ein Round-Table-Gespräch mit Thomas Mergel, Ralf Roth und Adelheid von Saldern

Der vorliegende Beitrag dokumentiert ein Round-Table-Gespräch zu den Entwicklungstendenzen der Stadtgeschichte in der Bundesrepublik seit den 1980er Jahren. Ausgangspunkt des Gesprächs bildeten zwei prominente, in vielerlei Hinsicht komplementär angelegte Großprojekte der westdeutschen Sozialgeschichte, die aus der Sicht zweier ehemals beteiligter Wissenschaftler, Thomas Mergel und Ralf Roth, im Hinblick auf stadthistorische Fragen und Perspektiven einer kritischen Rückschau und Evaluation unterzogen wurden. Beide Projekte, der von 1986 bis 1997 aktive Bielefelder Sonderforschungsbereich 177 zur Sozialgeschichte des neuzeitlichen Bürgertums sowie die von Lothar Gall aus Mitteln seines Leibniz-Preises von 1988 finanzierte Frankfurter Forschergruppe zum Thema Stadt und Bürgertum im „langen“ 19. Jahrhundert¹, hatten zwar einen – im ersten Fall impliziten, im zweiten ausdrücklichen – Stadtbezug, verzichteten jedoch auf eine spezifisch stadthistorische Perspektive beziehungsweise waren stadthistorisch indifferent. Dies ergab sich aus den Ansätzen und konkreten Interessen der Projekte, die das Bürgertum in Deutschland zum Schlüsselthema einer modernen deutschen Nationalgeschichte erhoben.

Die Parallelunternehmen in Frankfurt und Bielefeld waren aus wissenschaftspolitischer Sicht bemerkenswert, da sie das seit den 1990er Jahren verstärkt implementierte und spätestens im Kontext der Exzellenzinitiative zum Königsweg geisteswissenschaftlicher Forschung ausgerufene Modell drittmittelbasierter Verbundforschung, wenn auch noch ohne interdisziplinäre Öffnung, antizipierten. Im Bielefelder Fall erfolgte dies darüber hinaus in einer Potenzierung des Sonderforschungsbereichs durch weitere thematisch ein-

¹ Eine kritische Bilanz der beiden Projekte bieten Dieter Hein, Stadt und Bürgertum im „langen“ 19. Jahrhundert. Ein kritischer Rückblick auf das Frankfurter Leibnizprojekt, in: Manfred Hettling/Richard Pohle (Hrsg.), Bürgertum. Bilanzen, Perspektiven, Begriffe, Göttingen 2019, S. 59-81; Thomas Mergel, Die Sozialgeschichte des neuzeitlichen Bürgertums im Bielefelder SFB 177 (1986-1997), in: Manfred Hettling/Richard Pohle (Hrsg.), Bürgertum. Bilanzen, Perspektiven, Begriffe, Göttingen 2019, S. 83-103.

schlägige Projekte, eine Forschergruppe sowie zwei Graduiertenkollegs. Von den Forschungsinhalten und -anliegen aus gesehen waren sie jedoch bedeutsam aufgrund der bislang ungekannten und auch in der Folge nie wieder praktizierten gesteigerten Verdichtung in einem Großthema, der Erforschung des Bürgertums als sozialer Formation, politischem Akteur und kultureller Größe von der Sattelzeit bis zum Ersten Weltkrieg.

Die Tatsache, dass Stadt in diesem Komplex zweifelsohne eine exponierte Bedeutung zukommen musste, schlug sich nicht in einer eigenen Forschungsperspektive nieder. Der britische, seit 1980 an der Universität Bielefeld tätige Wirtschaftshistoriker Sydney Pollard hatte Anfang der 1970er Jahre mit Bezug auf das viktorianische Großbritannien pointiert formuliert: „Modern British social history is urban history“.² Eine solche Wertung hätten sich seine westdeutschen Kolleg*innen, darunter wohl auch die Stadthistoriker*innen, im Hinblick auf die Phase der Hochurbanisierung im deutschen Kaiserreich, die den Bielefeldern als Scharnier epoche besonders wichtig war, selbst ein Jahrzehnt später kaum zu Eigen gemacht. Dies lässt sich sicher nicht nur mit der auf den britischen Inseln im Vergleich zum Deutschen Reich erheblich weiter fortgeschrittenen Urbanisierung erklären. Vielmehr spielten hier auch unterschiedliche Sichtweisen und Erkenntnisinteressen der sich seit den 1970er Jahren neu formierenden westdeutschen Sozialgeschichte, die mit den Bürgertumsprojekten in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre eine neue Großbaustelle eröffnet hatte, eine Rolle.

Zunächst einmal ging es in den Statements von Mergel und Roth auf dem Round Table darum, den spezifischen Ansatz der Bielefelder beziehungsweise Frankfurter Bürgertumsforschungen mit Blick auf ihr jeweiliges Verständnis von Stadt vorzustellen. Im Bielefelder Projektrahmen, so Mergel, erschien die Stadt als selbstverständlicher Rahmen für die Bürgertumsgeschichte. Geforscht wurde eben nicht über den ländlichen Raum und nur selten über Kleinstädte, sondern bevorzugt über beziehungsweise in mittleren und größeren Städten. Auch die im Kaiserreich wachsende Zahl der deutschen Großstädte fand wenig Beachtung. „Bürgertum“, so die implizite Grundannahme, wurde als städtische Veranstaltung verstanden, es ging um das Bürgertum in der Stadt. Die Stadt galt als ein Resonanzraum, als Verdichtung von Gesellschaft insgesamt, blieb aber in Fragestellung und Methode lediglich Hintergrundfolie und Schauplatz, ohne je zu einem eigenen Gegenstand der Forschung, ob als Bewegungs-, Handlungs- oder Herrschaftsraum, als spezifische Form politischer, sozialer oder

² Zit. nach: Sydney Pollard, Editorial, in: *Urban History Yearbook* 1/1974, S. 3-10, hier S. 4 (das Originalzitat findet sich in einer Rezension Pollards des Bandes *The Victorian City, Images and Realities*, hrsg. von H.J. Dyos und Michael Wolff (1973), in: *Times Higher Education Supplement* vom 07.09.1973).

ökonomischer Organisation zu werden. Sehr wohl wurden Institutionen und Orte bürgerlicher Herrschaft, der Vergesellschaftung und Soziabilität thematisiert und analysiert: So beispielsweise städtische Gremien, Vereine, aber auch soziale Räume von Familie, Verwandtschaft und Salon. Das zentrale Feld der städtischen Selbstverwaltung und der Stadtplanung als Konstitutionsort bürgerlicher Interessen hingegen fand keinen Eingang in den Horizont der Bielefelder Bürgertumsforschung. Von einzelnen Ausnahmen abgesehen, blieb auch die Stadt als Ort der Klassenbildung und Klassenkonflikte am Rand der Forschungen. Damit wurden wichtige Fragestellungen sozialer Ungleichheit im städtischen Raum wie auch die Kontakt- und Beziehungsgeschichte zwischen Bürgertum und Unterschichten ausgeblendet.

Bemerkenswert war die seit den 1990er Jahren wachsende, wenn auch von vielerlei Vorbehalten geprägte Öffnung hin zu kulturgeschichtlichen Perspektiven. Die Bürgertumsforschung, so betonte Mergel, war eines der Forschungsfelder, auf denen sich die Diskussion und der Austausch zwischen Sozial- und Kulturgeschichte am deutlichsten abzeichneten. Auch in dieser Hinsicht sah man im Bielefelder Großprojekt keinen Bedarf, stadthistorische Fragestellungen und Ansätze aufzugreifen. „Bürgerliche Kultur“ kam dabei besonders in einem überkommenen Sinn in den Blick: Theater, Musik und bildende Kunst fanden als Medien und Praktiken kultureller Vergesellschaftung und städtische Feste als Inszenierungen bürgerlicher Hegemonieansprüche Aufmerksamkeit. Im Zeichen einer eindimensionalen Säkularisierungsthese wurden Religion und religiöse Gemeinschaften als Integrationsfaktoren und –agenturen im sich beschleunigt wandelnden städtischen Umfeld kaum beachtet. Die religionsverändernden und gar religionserzeugenden Dynamiken von Städten wurden völlig außer Acht gelassen.

Diese Leerstellen hatte die Bürgertumsgeschichte allerdings mit der zeitgenössischen stadthistorischen Forschung gemein. Kultur wurde im Bielefelder Projektzusammenhang zunächst recht konventionell als Sektor begriffen. Im weiteren Verlauf öffnete man sich jedoch für Impulse aus der historischen Anthropologie und bezog sich auf Bourdieu, insbesondere mit der Übernahme seines Habitus-Begriffs. Damit wurde Kultur zunehmend auch als Forschungsperspektive in Ergänzung und Erweiterung des sozialgeschichtlichen Zugriffs ernst genommen. Alltagskultur blieb dagegen weitgehend ausgeblendet, so unter anderem auch Aspekte von Konsum und Soziabilität wie beispielsweise die bürgerliche Restaurant- und Hotelkultur. Dimensionen von Gender, Familie oder Lebensalter, die ursprünglich unterbelichtet waren, gewannen in der zweiten Projektphase erheblich an Profil.

Das für das Bielefelder Projekt leitende Konzept der „Bürgerlichkeit“ als ein Ensemble von Werteinstellungen, Deutungsmustern und Praktiken war an-

fangs im Wesentlichen entsprechend Prämissen untersucht worden, die sich an Marx und Weber orientierten. Mit der Verstärkung der kulturgeschichtlichen Perspektiven verschoben sich jedoch seine Bedeutungen. Je weniger Bürgertum und Bürgerlichkeit an der scharfkantigen Latte eines in seiner Gerichtetheit und Legitimität evidenten Fortschritts gemessen wurden, desto mehr erschienen Traditionalität, Gebundenheit und Ordnung als Referenzpunkte von Selbstverständnis und Lebenswelten des Bürgertums. Dieses wurde nun zunehmend als „sozial prägende Erscheinung der modernen Industriegesellschaft“ gesehen.³ Ein essenzieller Bestandteil der bürgerlichen „guten Ordnung“ war und blieb außerdem die Stadt.⁴

Mit der Freilegung der Traditionalität deutscher Bürgerlichkeit näherten sich laut Mergel die Bielefelder den Frankfurtern an, so dass sich letztendlich ein von beiden Seiten weitgehend geteiltes Bild vom Bürgertum des 19. Jahrhunderts herausgebildet habe. Dies war in der Anfangsphase der Projekte, in der in Bielefeld wie in Frankfurt die jeweils spezifischen Ansätze und Interessen betont wurden, nicht unbedingt zu erwarten gewesen. Die Sozialgeschichte Bielefelder Provenienz wollte mit ihren Forschungen zum Bürgertum die modernitätstheoretisch begründete These vom „Deutschen Sonderweg“ als Rahmeninterpretation der neuesten Geschichte auf den Prüfstand stellen. Dieser These zufolge habe das Abweichen der deutschen Entwicklung vom angenommenen westlichen Standard der Verbindung von ökonomischer und politischer Modernisierung, mithin eine vorgebliche Schwäche des Bürgertums und ein Defizit an Bürgerlichkeit, in die Katastrophe des Nationalsozialismus geführt.

In Abgrenzung zu diesem normativen Rahmen verfolgte man in Frankfurt nach eigenem Selbstverständnis über die Verortung des Bürgertums in einzelnen Städten einen historisch-genetischen Ansatz. Gegenstand der Untersuchung sollte „die reale Entwicklung dessen“ sein, „was von Anfang an das Substrat jenes ... programmatischen Bürgerbegriffs war, nämlich des konkreten Bürgertums in den Städten“.⁵ Während man in Bielefeld bemüht war, die Vorgeschichte von 1933 vornehmlich im Zeitraum zwischen der gescheiterten Revolution von 1848/49 und dem Ersten Weltkrieg auszuloten, stellten die Frankfurter mit ihrem stadtbezogenen Ansatz und einem offenen Bürgertumsbegriff die Untersuchung der Transformation der traditional-ständischen zur modernen bürgerlichen Gesellschaft am Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert in den Mittelpunkt. Zu diesem Zweck wurden Fallstudien in einem Sample von

³ Mergel, S. 91.

⁴ Ebd., S. 100.

⁵ Lothar Gall, „...ich wünschte ein Bürger zu sein“. Zum Selbstverständnis des deutschen Bürgertums im 19. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift 245, 1987, S. 601-623, hier S. 619, zit. nach Hein, S. 60.

Städten durchgeführt, die wiederum ein möglichst breites, nach politischen, ökonomischen und sozialen Strukturmerkmalen definiertes Spektrum an Stadttypen repräsentieren und damit Vergleiche der einzelnen stadtbezogenen Befunde ermöglichen sollten.

Aus dem Frankfurter Fokus, der auf die Stadt als Kommunikations- und Handlungsraum der unterschiedlichen Teilgruppen des Bürgertums gerichtet war, ergab sich als wichtiger Befund die anhaltende Bedeutung der Stadt als zentraler Orientierungspunkt für das Bürgertum auf dem Weg in die Moderne ungeachtet der wachsenden Bedeutung überlokaler, insbesondere nationaler Bezüge und Perspektiven. Das Frankfurter Projekt argumentierte dementsprechend mit einem deutlich stärker akzentuierten Stadtbezug, ohne allerdings den bewussten Anschluss an spezifisch stadthistorische Diskussionen und Ansätze zu suchen. Die These einer starken Kontinuität politischer und sozialer Leitbilder des Bürgertums zwischen Frühneuzeit und Moderne, wie sie das Frankfurter Projekt formulierte, bestätigt die Einschätzung Thomas Mergels von einer Konvergenz der Frankfurter und Bielefelder Bürgertumsforschung.

Ungeachtet ihrer divergierenden analytischen Horizonte, der Rückbindung an einen allgemeinen, weit über die Stadt hinausgreifenden nationalen, normativ aufgeladenen Interpretationsrahmen einerseits und des Insistierens auf konkreter Empirie und Vielfalt andererseits, waren beide Großprojekte aus arbeitsökonomischen wie auch methodischen Gründen durch ihre Forschungspraxis in der Stadt verankert. Sie arbeiteten an der breiten Erschließung einer vielschichtigen qualitativen wie quantitativen Quellenbasis aus städtischen Überlieferungen. Daraus wurde „eine Art Kollektivbiographie des städtischen Bürgertums“ erarbeitet, in der Absicht, „eine konkrete Anschauung der städtischen Gesellschaft als Ganzes zu gewinnen“.⁶ Letztlich beförderte diese im Bielefelder Projektkontext zunächst eher pragmatisch motivierte Verankerung auch dort einen Perspektivenwechsel hin zu einer Lokalisierung des Bürgertums.

Arbeitspragmatisch war in den 1980er Jahren auch der Fokus auf die west- und süddeutsche Städtelandschaft begründet. Besonders im Fall der Bielefelder wirkten sich jedoch die Umbrüche von 1989/90 ebenfalls auf die Forschungshorizonte und die Forschungsagenda aus, so im Hinblick auf eine neue Konjunktur der Kategorie der Nation, auf die Aufwertung der Begriffe Zivilgesellschaft und Pluralität und vor allem auf die Öffnung nach Osten. Diese Öffnung brach die normative und diskursive Westfixierung zumindest partiell auf, nicht nur durch eine Erweiterung der regionalen Bezüge, sondern auch durch Impulse für eine Neuordnung der geistigen Landkarten. Überdies weitete sie den Blick

⁶ Hein, S. 61f.; siehe auch Mergel, S. 93.

ein Stück auf die Städte Mittel- und Ostdeutschlands aus, verschaffte Historiker*innen aus dem ehemaligen Ostblock Gehör und bestärkte letztlich auch die Einsicht in die Bedeutung des historischen Vergleichs.

Aus der Rückschau betrachtet ist das Desinteresse der beiden Großprojekte an der Stadtgeschichte im engeren Sinne, wie sie sich in der Bundesrepublik seit den 1960er Jahren als eigenes Forschungsfeld profilierte und institutionalisierte, durchaus erstaunlich. Bereits mit ihrer Fixierung auf das „lange“ 19. Jahrhundert überlappte sich die Bürgertumsforschung in ihrem zeitlichen Horizont mit wichtigen stadthistorischen Debatten. Stadtgeschichte sei die „Geschichte eines umfassenden Urbanisierungsprozesses“⁷, hieß es im Editorial des ersten Hefts der „Informationen zur modernen Stadtgeschichte“ 1970, womit sich die junge „moderne Stadtgeschichte“ programmatisch auf die Jahrzehnte der Urbanisierung, insbesondere der Hochurbanisierung in Deutschland bis zum Ersten Weltkrieg ausrichtete. Urbanisierung als leitendes stadthistorisches Paradigma spielte allerdings weder bei den Frankfurtern noch bei den Bielefeldern eine Rolle. In welchen Zusammenhängen der Gestaltwandel der Stadt in einer Phase des rapiden Wachstums der Städte, durch massenhafte Zuwanderung und steigende soziale Heterogenität, mit dem Gestaltwandel des Bürgertums stand und welche Rolle der Urbanisierung als epochale Erfahrung für das Bürgertum zukam, diese und ähnliche Fragen, so Mergel in seiner Bilanz, kamen in Bielefeld – und man muss ergänzen, auch in Frankfurt – eigentlich niemals zur Sprache.

Gerade im Hinblick auf damalige sozialhistorische Debatten und Interessenlagen, ob in Westdeutschland oder auch auf internationaler Ebene, erscheint eine solche Ausblendung stadthistorischer Perspektiven als verpasste Chance. Ein Beispiel mag hier zur Veranschaulichung genügen. 1985, im unmittelbaren Vorfeld des Starts der beiden Bürgertumsprojekte, fand im Rahmen eines von der Stiftung Volkswagenwerk geförderten und von Wolfgang Hardtwig und Klaus Tenfelde geleiteten Projekts an der Universität München ein Workshop statt. Ein Hauptziel des Forschungsvorhabens wie des Workshops war es, wie die beiden verantwortlichen Leiter formulierten, die Geschichte der Urbanisierung am Fallbeispiel Münchens ein Stück weit zu „modernisieren“.⁸ Die Diskussionen der Münchner Tagung zeigten aktuelle Perspektiven der historischen Urbanisierungsforschung auf und illustrierten zugleich deren Anschlussfähigkeit für die Bürgertumsforschung. Urbanisierung wurde als Teil eines durch

⁷ Hans Herzfeld, Geleitwort, in: IMS 1, 1970, S. 2-3.

⁸ Vgl. die Publikation der Ergebnisse des Workshops: Wolfgang Hardtwig/Klaus Tenfelde (Hrsg.), Soziale Räume in der Urbanisierung. Studien zur Geschichte Münchens im Vergleich (1850-1933), München 1990, hier v.a. die Einführung der Herausgeber, S. 7-15, Zit. S. 14.

die Industrialisierung beschleunigten umfassenden Modernisierungsprozesses verstanden, der die Durchsetzung von „Urbanität“ als Lebensform mit sich brachte. Insbesondere Großstädte fungierten als Motoren sozialer Innovation, die auf die Gesamtgesellschaft ausstrahlte. Zu den Entwicklungen der Stadt in der Moderne zählten der Auf- und Ausbau einer von neuen Funktionsebenen getragenen Leistungsverwaltung, der Aufstieg der Stadtgemeinden als Arbeitgeber mit wachsenden Eigenbetrieben oder auch die auf der lokalen Ebene sich vollziehende Umprägung des Politischen von den bürgerlichen Honoratioren zu Massenparteien und vom Vereins- zum Verbandswesen mit seinen interessenpolitisch bestimmten Zielsetzungen. Diese Faktoren betrafen unmittelbar Stellung, Selbstverständnis und Agieren der bürgerlichen Gruppen in der Stadt und waren ohne deren Zutun nicht denkbar.

Ein wichtiges Verdienst des München-Projekts lag in der Betonung der Dimension des Raums, die sich im Forschungsprogramm in einer Verräumlichung sozialer Prozesse konkretisierte. In der programmatischen Verknüpfung der Analyse von Raumbildern und -erfahrungen untersuchte das Projekt sozio-ökonomischen und politischen Wandel in Bezug auf die bauliche Gestalt, auf städtische Raumordnungspolitik und sozialräumliche Gliederung der Stadt sowie, im Mikrobereich, auf Prozesse innerstädtischer Quartiersbildung und -abgrenzung, der Mobilität innerhalb der Stadtviertel und Ausbildung quartiersspezifischer Milieus. Das München-Projekt verwies überdies auf die Bedeutung der vergleichenden Perspektive, die durch die Kontrastierung der Untersuchung Münchens durch weitere Fallbeispiele, darunter auch Städte jenseits des westlichen „Kanons“ aus Ostmittel- und Osteuropa, eingebracht wurde. Wie nebenbei wurde somit das Potential der Stadtgeschichte als Ansatzpunkt für historische Vergleiche jenseits nationalgeschichtlicher Bahnen in den Blick gerückt.

Folgt man einer freilich noch zu verifizierenden Einschätzung Paul Noltes⁹, hat die Konjunktur stadt- und urbanisierungshistorischer Forschung in der Bundesrepublik um die Mitte der 1980er Jahre, also zum Zeitpunkt des München-Workshops und des Erscheinens von Jürgen Reuleckes Überblicksdarstellung¹⁰ ein vorläufiges Ende gefunden. Dadurch könnte der Eindruck entstehen, mit dem in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre einsetzenden Schub der Bürgerumsforschung hätte sich ein Fokus sozialgeschichtlicher Debatten weg von der Stadtgeschichte verlagert. Es erscheint jedoch angemessener, solche Forschungskonjunkturen unter dem Gesichtspunkt der Vieldeutigkeit und Viel-

⁹ Paul Nolte, *Jenseits der Urbanisierung? Überlegungen zur deutschen Stadtgeschichte seit 1945*, in: Friedrich Lenger/Klaus Tenfelde (Hrsg.), *Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung – Entwicklung – Erosion*, Köln 2006, S. 477–492, hier S. 477.

¹⁰ Jürgen Reulecke, *Geschichte der Urbanisierung in Deutschland*, Frankfurt am Main 1985.

schichtigkeit der Stadt und des Städtischen zu betrachten, was auch die anhaltende Attraktivität des Forschungsfeldes ausmacht.

Ungeachtet ihrer stadthistorischen Leerstellen wurden im Rahmen der Bürgertumsgeschichte Auseinandersetzungen über die Moderne und damit über eine zentrale Selbstbeschreibungskategorie des Westens mit einer langen Vorgeschichte fortgesetzt, mit der auch die Stadtgeschichte der Nachkriegszeit eng verbunden war. Werner Conzes seit den 1950er Jahren entwickelter strukturgegeschichtlicher Ansatz für eine Sozialgeschichte der „modernen Welt“ war zunächst stark geprägt von tief in die Vorkriegszeit zurückreichenden modernitätskritischen Positionen und Ganzheitsidealen. Die sich im Übergang von der „alten“ zur „industriellen Welt“ im 19. Jahrhundert entfaltende Moderne wurde als Verlustgeschichte begriffen, die mit Prozessen wie Dekorporierung, Entsittlichung, Ideologisierung und bedrohlich wachsender Konflikthaftigkeit in Verbindung gebracht wurde.

In Absetzung von den modernitätskritischen Implikationen der Anfänge der westdeutschen Strukturgegeschichte hatten stadt- und urbanisierungshistorische Studien, insbesondere des Conze-Schülers Wolfgang Köllmann zu Barmen und zum Ruhrgebiet, bereits seit den 1960er Jahren Wege geebnet für eine differenzierte, letztlich positive Bewertung der Industriemoderne.¹¹ Während die Bielefelder Debatten schließlich zu einer Relativierung der These vom Deutschen Sonderweg und hin zur Formulierung deutscher „Sonderbedingungen“ führten¹², öffneten sich die Forschungen im Umfeld der Stadtgeschichte zunehmend für die Diskussion unterschiedlich akzentuierter internationaler Modernekonzepte jenseits der in der Nachkriegszeit zum Leitbegriff avancierten Industriemoderne. Weitere Impulse brachte hier auch das nicht zuletzt durch den Wandel und die neue Bedeutung Berlins nach 1989 beförderte Interesse an historischer Metropolenforschung in Deutschland.

Adelheid von Saldern, die dritte Teilnehmerin des Round-Table-Gesprächs, setzte in ihrem Statement bei dieser Öffnung stadthistorischer Forschungen in Deutschland seit den 1990er Jahren an, die sie wesentlich auf Impulse diverser kulturgeschichtlicher Wenden, ob im *linguistic*, *spatial*, *performative* oder *iconic turn*, zurückführte. Die neuen Ansätze im Bereich der Stadtgeschichte seien nunmehr so vielgestaltig geworden, dass sie sich nicht mehr zu einer eigenen Forschungsdisziplin bündeln und eingrenzen ließen. Parallel zu den Profilierungs- und Professionalisierungsbemühungen um die Etablierung der Stadtge-

¹¹ Vgl. Jin-Sung Chun, Das Bild der Moderne in der Nachkriegszeit. Die westdeutsche „Strukturgegeschichte“ im Spannungsfeld von Modernitätskritik und wissenschaftlicher Innovation 1948-1962, München 2000, S. 190-203, zu den „Ambivalenzen“ der Strukturgegeschichte, S. 163-180.

¹² Vgl. Mergel, S. 91.

schichte als distinkter historischer Disziplin erwies sich historisch orientierte Stadtforschung als ein gerade auch für jüngere Wissenschaftler*innen attraktives Paradigma. In diesem Kontext stand schließlich auch die Gründung der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung im Jahr 2000.

Zur Kennzeichnung dieser Pluralisierung von Ansätzen und Fragestellungen gebrauchte von Saldern eine Metapher, die sich spätestens seit den Tagen der Chicago School besonderer Beliebtheit bei der Beschreibung der Verbindungen von Großstadt und Moderne erfreut. Sie bezeichnete Stadtgeschichte als Laboratorium in Permanenz, als offenes Forschungs- und Experimentierfeld, ein Verständnis, wie es auch H.J. Dyos in einer gerne zitierten Formulierung in seiner Antrittsvorlesung als erster „Professor of Urban History“ in Großbritannien in den frühen 1970er Jahren zum Ausdruck gebracht hatte: Stadtgeschichte sei ein „field of knowledge, not a single discipline in the accepted sense“.¹³

Die Attraktivität der Stadt als interdisziplinäres Feld par excellence, so von Saldern, konnte in den letzten Jahren von einer Reihe sowohl forschungsimmanenter als auch externer Entwicklungen profitieren. Dazu zählte das wachsende Interesse für transnationale beziehungsweise globalgeschichtliche Ansätze, für die ortsbezogene Forschungen besondere heuristische Möglichkeiten eröffnen. Dies gilt aber auch für die nach der Jahrtausendwende beschleunigte Verstärkung der Weltgesellschaft oder Phänomene wie den internationalen Städtetourismus, um nur einige Stichworte zu nennen. Die verstärkte interdisziplinäre Öffnung, die sich nach Einschätzung von Salderns allerdings nicht im Sinne einer Hybridisierung, sondern weiterhin im Kontext eines föderal verstandenen Austausches zwischen unterschiedlichen Disziplinen und Ansätzen abspielt, brachte der historischen Stadtforschung zahlreiche neue Themen und Perspektiven und, damit verbunden, eine Ausweitung der Quellenbasis.

Im Einklang mit allgemeinen kulturgeschichtlichen Trends werden nun Wahrnehmung und Aneignung städtischer Räume durch einzelne Akteure und Akteurskollektive, darunter auch lange vernachlässigte beziehungsweise ausgeklammerte Gruppen wie Migrant*innen, untersucht. Die Genderperspektive wird verstärkt eingefordert und Praxis und *agency* in der Stadt werden vor dem Hintergrund des durch den *spatial turn* angeregten konstruktivistischen und relationalen Raumverständnisses neu akzentuiert. Überkommene Betrachtungsweisen, Städte etwa im Rahmen von Stadtbioographien wie Individuen, als in sich geschlossenes partikulares Ganzes, darzustellen, sowie Grundfragen nach lokaler Differenz und urbanen Identitäten werden in einer kulturgeschichtlichen Perspektive neu gefasst. So werden mit einem performativen Zugriff städtische Selbstinszenierungen in Festivals und Ausstellungen, im Stadt-

¹³ Zit. nach: Editorial, in: Urban History Yearbook 1/1974, S. 5.

marketing oder anderen Bereichen kommunaler Politik mit ihren jeweiligen historischen Bezügen, ihren Aussagen zur Selbstverortung und ihren Zukunftsentwürfen analysiert. Oder es wird, angeregt durch Ansätze der Stadtsoziologie und Kulturwissenschaften, nach handlungs- und politikrelevanten beziehungsweise politisch oder wirtschaftlich induzierten Eigenlogiken von Städten gefragt.

Als mögliche Folge kulturalistischer Ansätze für die historische Städteforschung verwies Adelheid von Saldern auf die Gefahr der Entpolitisierung. Dieser Gefahr müsse eine konsequente Berücksichtigung von Dimensionen wie Macht und Ungleichheit in einer interdisziplinären Analyse entgegenwirken, die auch anschlussfähig für klassische politik-, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Perspektiven sein sollte.

In den von Adelheid von Saldern kommentierten Entwicklungen fällt eine merkliche Verschiebung der Epochenhorizonte auf, weg von der lange Zeit dominierenden Fokussierung auf das 19. hin auf das 20. Jahrhundert bis in die jüngste Vergangenheit. Außerdem erfolgte parallel zur Öffnung und Pluralisierung der Forschungsansätze auch eine Internationalisierung und Erweiterung des räumlichen Horizonts. Die Forschung ging zunehmend über ein im Wesentlichen westlich gefasstes Europaverständnis hinaus, wie es sich noch in der Debatte um den Typus der „europäischen Stadt“ der 1990er und frühen 2000er Jahre spiegelte, und bezog Ost- und Südeuropa und schließlich stadthistorische Studien zu Asien, Afrika oder Lateinamerika in die Forschungsagenda ein. Die Ausweitung des geographisch-kulturellen Horizonts lädt zum Nachdenken über eine Revision von Paradigmen und Konzepten der europäischen Stadtgeschichte ein, die – denkt man etwa an Begriffe wie Urbanität, Großstadt und Metropole – bis heute geprägt sind durch die Erfahrungen und Auseinandersetzungen mit der Urbanisierung der westlichen Welt.¹⁴ Der Gewinn an globaler Weite wirft jedoch ebenso wie die breite interdisziplinäre Öffnung grundlegende Fragen auf. Die Überführung der Stadtgeschichte in das weite Feld der *urban studies* birgt nicht nur die Herausforderung einer gewissen disziplinären Beliebigkeit, sondern möglicherweise auch die Gefahr eines reduktionistischen Präsentismus, sprich eine Tendenz zur Enthistorisierung.

Die zunächst west-, später gesamtdeutsche stadthistorische Forschung hat im Verlauf ihrer nunmehr sechs Jahrzehnte währenden Geschichte als historische Teildisziplin vielfältige Wandlungen in Ansätzen, Themen und Fragestellungen vollzogen. Dies kann durchaus als Zeichen ihrer Vitalität gelten. Zugleich war das Thema Stadt, wie dies die Beispiele der historischen Bürgerstumsforschung illustrieren, nie ein exklusives Monopol der Stadtgeschichte.

¹⁴ Vgl. dazu auch den Beitrag von Rainer Liedtke in diesem Heft.

Die Stadt und das Städtische, urbane Orte und Räume werden immer das Interesse von Historiker*innen finden, insbesondere in Zeiten und Gesellschaften, in denen urbane Welten und Lebensweisen dominierend geworden sind. Eine Aufgabe der Stadtgeschichte, gerade in Phasen der beschleunigten Erweiterung disziplinärer und geographischer Horizonte, ist es, einen Beitrag zur konzeptionellen Strukturierung und historischen Begründung und Vertiefung stadtbezogener Forschung zu leisten. Ihre Zukunft liegt mithin in ihrer gesamthistorischen wie interdisziplinären Anschlussfähigkeit.